

# Verzichtende Mission: eine Alternative zu erfolglosen Hilfsmodellen - nicht nur in Afrika

Jim Harries

## 1. Einführung

Diese kurze Abhandlung soll einsichtig machen, warum es für westliche Entwicklungshelfer und Missionare in Afrika bzw. einem anderen "armen" Land, angemessen ist, sich durch gewissen Verzicht selbst verwundbar zu machen. Es wird im folgenden bewußt nicht stark zwischen Entwicklungshelfern und Missionaren unterschieden; vielmehr wird vorausgesetzt, das ihre „Entwicklungs“projekte auf christlichen Werten beruhen und es einem wahren christlichen Missionar um das ganzheitliche Wohl und Heil der Menschen geht, mit denen er zu tun hat.

## 2. Die Wirklichkeit der Sprache (Verstehen und mißverstehen)

Menschen aus dem Westen sind vielleicht selbst für die Enttäuschungen in ihrem Dienst im Ausland verantwortlich. Woher kommt das Verständnis der Völker darüber, wer sie sind, wer Gott ist und was die Welt ist? Sicherlich nicht allein von gesprochenen (oder geschriebenen) Wörtern.

Wie können einfache Befehle oder „mechanische Größen“ wie z.B. sich verändernde Schallwellen oder „kleine dunkle Flecken“ auf einem Papier (Sperber und Wilson 1995, 1) das Verständnis höherer Ordnungen wie das menschliche Bewusstsein (Gunton 1985, 29) hervorbringen? Menschliche Intelligenz und Selbstverständnis können nicht allein aufgrund mechanischer Vorgänge entstehen.

Was geschieht, wenn afrikanische Kinder in einem -für sie- vertrauten Umfeld aufwachsen, jedoch in der Schule in einer Sprache „gebildet“ werden, die aus einem für sie weitgehend fremden (unbekannten, unsichtbaren) Umfeld stammt? (So geschieht es heutzutage auf dem ganzen afrikanischen Kontinent). Weil den Regeln und Inhalten der neuen Sprache ein Umfeld zugrunde liegt, das mit dem „tatsächlichen Leben“ eines afrikanischen Kindes nicht zusammenpasst, lernt es diese einfach nur auswendig. Wenn die neue Sprache einfach nicht zum täglichen Leben passt, wird sie im Kopf in einem separaten Raum mit der Aufschrift „fremd“ gespeichert. Der Inhalt dieses „fremden“ Raumes muss mit Vorsicht behandelt werden: da er im täglichen Leben nicht sinnvoll verwendet werden kann stiftet er Verwirrung (So ist Chinua Achebes berühmter Romantitel zu verstehen: *Alles fällt auseinander* (Achebe 1958).)

Eine neue Sprache, wie z. B. Englisch, hat zwar keinen besonderen Wert im afrikanischen Familienleben, wird aber umso wichtiger im öffentlichen Leben eingestuft. Es kann sehr gewinnbringend sein, sie am rechten Ort und zur rechten Zeit einzusetzen. Aber dieselben Wörter (Laute) machen zu Hause keinen Sinn., Sie sind nur sinnvoll verwendbar, wenn sie ohne Scheu vor Menschen aus Europa oder Amerika ausgesprochen werden; mit ihrer Hilfe kann man Gesichter zum Lächeln bringen und Besucher zu sich nach Hause locken, man kann auch andere Annehmlichkeiten erreichen und durchaus auch ansehnliche Geldgeschenke.

Vielleicht übertreibe ich damit ein wenig, aber sicher nicht zu viel. Dem Westen ist es gelungen seine Sprachen und seine Erziehungsweisen- völlig losgelöst von seinem ursprünglichen Sitz im Leben – auf der ganzen Welt zu verbreiten. So ist ein (fast) globales Netz entstanden, das oberflächliches Verstehen und scheinbarer Kommunikation vortäuscht, dabei aber ausblendet, was *wirklich* in den kulturell verschiedenen Gemeinschaften *vor sich geht*.

Die Sprache ist mächtig, deshalb wollen Menschen sie haben. Mit ihrer Hilfe kann man in der Genuß enormer Geldmittel gelangen. Leider lassen sich Muttersprachler leicht täuschen, wenn sie annehmen, dass der Gebrauch (ihnen) bekannter Begriffe auch mit den *ihnen* bekannten Bedeutungen einhergeht. Englische Wörter im Munde von englischen Menschen sind meist stillschweigende Übersetzungen *ihrer* Vorstellungen. Millionen von Kindern auf der Welt- vor allem in Afrika- bringen 4, 6, 8, 10 Jahre oder mehr ihrer Kindheits- und Jugendjahre damit zu, diese mysteriösen Code-Begriffe auswendig zu lernen. Wenn Afrikaner also in ihnen fremden Sprachen mit anderen Menschen kommunizieren, kommt es sehr leicht zu Mißverständnissen und Enttäuschungen.

## 3. Die Wirklichkeit der Hilfe : Helfen und Schaden

Wenn man ältere (oder auch neuere) Berichte vom Leben in Afrika liest oder den Kontinent besucht, wird es klar, dass der Lebensstil afrikanischer Menschen für unser Verständnis passend mit dem Begriff „Armut“ bezeichnet wird. Solche Armut finden wir nicht nur in abgelegenen Gegenden des schwarzen Kontinents. Physikalische Größen wie z. B. die Bodenbeschaffenheit oder das Klima bestimmen haben auf sie sicherlich einen gewissen Einfluß. Aber diese äußeren Faktoren verursachen die Armut sicher nicht, denn sie findet sich in allen möglichen Gegenden unabhängig von der Vegetation, Niederschlagsmenge, Höhe und Bodenbeschaffenheit. Dass Armut eine Charakteristik im Leben vieler afrikanischer Menschen ist wird weiterhin offenbar durch die Tatsache, dass andere Menschen (wie z.B. Europäer oder Inder) nicht automatisch „arm werden“ nachdem sie sich in Afrika niedergelassen haben.

Alle Völker haben ihren eigenen Lebensformen entwickelt. Diese beruhen normalerweise nicht auf rationale Entscheidungen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt bei „Auswahl aller verfügbaren Möglichkeiten“ getroffen wurden. Vielmehr leiten sich diese von Entscheidungen ab, die aufgrund von begrenzten und von einander abhängigen Wahlmöglichkeiten zustande kamen und dann über Generationen weitergegeben wurden und so die Horizonte der nachfolgenden Generation absteckten. Solche Entscheidungen wurden getroffen (und werden weiterhin getroffen) im Lichte dessen, was man für "wirklich" hält, - mit oder ohne Augen - sehen oder fühlen kann; sie beruhen auf fest verankerten Vorstellungen darüber, was menschlich ist und über das was Gott/Götter bzw. Geister tun. Entscheidungen afrikanischer Vorväter waren auf viele Weise äußerst erfolgreiche: sie sicherten den Fortbestand des Lebens über viele Generationen und bevölkerten einen riesigen Kontinent. Die Schönheit der tief verwurzelten Werte von Brüderlichkeit und Respekt, die vielen Afrikanern eigen ist, kann kaum übersehen/ignoriert werden. Dennoch wird der afrikanische Lebensstil in den Augen des Westens für „Armut“ gehalten..

„Hilfe“ für Afrika, die von außerhalb kommt, führt leicht dazu, dass Wünschen und Bedürfnisengeweckt bzw. gefördert werden. Deswegen ist die Frage unausweichlich, wie man den entstehenden wachsenden 'Begierden' begegnen soll? Die häufigste Antwort ist weitere Hilfe. Damit wird wachsende Abhängigkeit von Wohltätigkeit gefördert die gewöhnlich mit Korruption und vielen anderen Folgen einhergeht. Solcherart wirkt heute der Westen auf Afrika hat – eine unmoralische Wirkung, die nicht nur unmöglich macht, was human sein soll, sondern auch Gott ignoriert, die Anti-Werte wie z.B. Gier fördert und - wie weiter oben beschrieben - eine ('gebildete') Unwissenheit unterstützt, indem fremde Sprachen weit mehr als lokale Sprachen gefördert werden.

Im Gegensatz zu der allgemeiner (westlichen) naiven Vorstellung werden durch das Stillen von Bedürfnissen nicht automatisch jahrhundertealte kulturelle Gewohnheiten 'still gelegt'.

#### **4. Die Menschen entdecken, wie sie in Wirklichkeit sind**

Menschen werden durch Beziehungen definiert. Wer für dich eine „alte Dame“ sein mag, kann für mich „meine Mama“ sein! Und mein Chef kann dein Neffe sein!

David Maranz hat in seinem Buch *'African Friends and Money Matters' (Afrikanische Freunde und Geldangelegenheiten)* exzellent dargestellt, wie Afrikaner ihre Beziehungen zu Abendländern gestalten, die heute bei ihnen auf dem afrikanischen Kontinent leben. Ich empfehle jedem Abendländer, dem an echter Zusammenarbeit mit Afrikanern gelegen ist dringend dieses Buch zu lesen. (Obgleich es markante regionale Unterschiede in den Ländern südlich der Sahara gibt, weist Maranz aber auch auf viele Ähnlichkeiten hin (Maranz 2001, 11).).

Afrikanische Völker und Gesellschaften sind keine unbeschriebenen Blätter, die auf Abendländer warten, um beschrieben zu werden. In der Begegnung mit Afrikanern ist es einfach unzulänglich, nur westlichen Ansichten ernst zu nehmen. Wirkliche Interaktion entsteht durch das gleichberechtigte Zusammentreffen von großartigen Zivilisationen und nicht indem eine Zivilisation eine andere primär mit ihren Maßstäben beurteilt.

Maranz erklärt umfassend derartige Beziehungen von Menschen verschiedener Völkern. Er hilft uns im Besonderen, indem er speziell auf ökonomische Aspekte in freundschaftlichen Beziehungen eingeht. Freundschaften, sagt uns Maranz, bestehen in Afrika durch gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit (Maranz 2001, 65). Die Abhängigkeit Untergebener von reichen Gutsherren ist kein vom „Westen“ eingeführtes Beziehungsgefüge. Dieses war schon immer vorhanden und tief verwurzelt. Die Rolle, die Abendländern in Afrika normalerweise gegeben wird ist klar: sie sind die Herren und Gönner. Wenn man in diese afrikanische Kategorie eingeordnet wird, hat das weitreichende Folgen vor allem, weil damit

bestehende traditionelle Erwartungen wieder wirksam werden. Wie jede andere Beziehung - z. B. die eines Lehrers zu einem Schüler oder eines Vaters zu seinem Kind - Rechte und Pflichten für beide Seiten umfaßt, genauso auch die Beziehung "westlicher" Gönner zu afrikanischen Empfängern. Beide Seiten sind angehalten ihre jeweiligen Privilegien aber auch ihre Verpflichtungen ernst zu nehmen. Wenn diese nicht genau beachtet werden, entstehen notwendigerweise Missverständnisse und Spannungen.

Während im Westen wahre Freundschaft geschätzt wird, wenn sie nicht mit materiellen oder finanziellen Interessen gepaart ist, implizieren Freundschaften in Afrika oft Abhängigkeiten. „Eine uneigennütige Freundschaft macht [in Afrika] keinen Sinn“ sagt Maranz (2001, 65). Von einem wahren Freund, der „hat“, wird *erwartet*, dass er dem Freund, der nicht hat, hilft. „Freundschaften ... werden [in Afrika] ... mit Geschenken erhalten.“ (Maranz 2001, 72). Der, der hat, erhält im Gegenzug Lob. Darlehen werden nicht zurückgezahlt, es sei denn der Darlehensgeber wird ärmer (ist schlechter dran) als der ursprüngliche Darlehensnehmer, sagt Maranz (2001, 52). Schulden werden beim Gläubiger aufgelistet. Ein Schuldner muss nicht zurückzahlen, ohne dass oder bevor er angemahnt wird (Maranz 2001, 154).

Viele weitere Beschreibungen „afrikanisch gestalteter Freundschaften“ könnten angefügt werden; dennoch möchte ich Maranz nicht uneingeschränkt zustimmen. Auch wenn sein Buch Unzulänglichkeiten aufweist, bin ich der Meinung, dass er wichtige Wahrheiten anspricht, die weite Verbreitung finden sollten.

Man könnte hinzufügen, dass sogar solche Afrikaner, die in der Vergangenheit nicht an ein System Gönner-Empfänger gewöhnt waren, sich seither angeglichen haben. Fremde aus dem Westen verhalten sich fast ausnahmslos wie reiche Gönner. „An Orten wo der Hunger herrscht und ausreichend „Nöte“ festgestellt wurden (denen man durch Bildung, medizinische Hilfe und Konsumwaren begegnen will) ist es nicht schwer, Menschen zu finden, die gerne bereitwillig die Rolle der Empfänger übernehmen bzw. sich nichts schöneres als das vorstellen können.“

Die Tatsache, dass diese Rollenverteilung für Abendländer ungewohnt oder sogar verachtenswert ist, hält Afrikaner nicht davon zurück, sie zu pflegen. Man könnte noch sehr viel mehr darüber sagen; vor allem aber sollten Gönner sich darüber im Klaren sein, dass die Abhängigkeit von "Empfängern" leicht eine ehrliche Kommunikation unmöglich macht. „Man beißt nicht die Hand, die einen füttert!“ Das funktioniert, wenn alle Beteiligten aus demselben oder ähnlichen kulturellen Hintergrund kommen, d. h., wenn sie sich über ihr Rollenverhalten im Klaren sind; in allen anderen Fällen aber kommt es zu häufigen Mißverständnissen.

## 5. Was das Evangelium in Wirklichkeit bedeutet und umfasst

Vor fast 100 Jahren plädierte Roland Allen nachdrücklich für eine Trennung von Missionsarbeit und kolonialen Interessen. Er fragte, welche Missionsmethoden wir anwenden sollten, "die von Paulus oder unsere"? (Allen 1927.) „Paulus hat nicht so gearbeitet“ sagte er in Bezug auf koloniale (oder neo-koloniale) Missionsmodelle. Allen griff im Besonderen den Umgang christlicher Mission mit Geld an indem er betonte, dass Paulus niemals Finanzen benutzte, um seine Mission voranzutreiben (Allen 1972, 66ff.) Dass Allen's Gedanken immer noch die Aufmerksamkeit von Missiologen auf sich zieht, zeigt ein Aufsatz von Wickeri aus dem Jahre 2005 (Wickeri 2005).

Mir scheint, dass Allen von den Missiologen nicht ernst genug genommen wurde. Die Bibel fördert ganz deutlich nicht-koloniale Missionsmodelle. Die Versuchungen Jesu zeigen deutlich, dass er sich weigerte, mit herkömmlichen Mitteln an [weltliche]Macht zu kommen. Er weigerte sich, 'Brotkönig' zu werden oder Nachfolger dadurch zu gewinnen, indem er vor ihren Augen Wunder tat oder gar satanische Methoden übernahm (Matt. 4, 1-11, Lukas 4, 1-13). Jesu Wirken geschah immer aus einer Position der Verletzlichkeit und Schwäche. Er war auf kein öffentliches politisches Amt aus. Es gibt nur ganz wenige biblische Belege für irgendeine Art von Organisation, die die Verwaltung und den Einsatz von Spendengeldern in Jesu Namen rechtfertigen könnten.

Es gibt außerdem auch keine biblische Basis für die neuzeitliche projektorientierte Ausrichtung missionarischer Arbeit. Es finden sich in der Bibel keine Krankenhäuser, keine (offiziellen) Schulen, keine Bohrlöcher, keine Waisenhäuser, keine Versorgung mit Milchkuhen oder Geflügelprojekten, keine Fürsprache für Hybridpflanzen, kein Lehren fremder Sprachen und keine komplexen Verwaltungsstrukturen. Unabhängig davon, ob diese Dinge gut sind oder nicht, scheint es keine biblische Rechtfertigung für sie zu geben. Diese werden von Abendländern als Ausdruck christlicher Liebe und Fürsorge

gehalten; genau diese Rolleübernehmen christliche/kirchliche Institutionen westlicher Herkunft. Die Legitimität solcher Schriftauslegung stelle ich hiermit in Frage.

Während es vielleicht nicht angemessen ist, mit negativen Beispielen zu argumentieren, möchte ich mich in jedem Fall für die Ausübung von Mission auf biblische Art und Weise einsetzen, und zwar in Ländern, in denen die Lebensweisen denen der biblischen Kulturen ähnlicher als in heutigen westlichen Kulturen sind. Diese Vorgehensweise könnte sicherlich manche der Probleme vermeiden, in die sich die „Mission“ heute oft zu verstricken droht (siehe oben).

## 6. Mit der Realität beginnen

Heutige Missions- und Entwicklungsinitiativen bauen ihre Arbeit kaum auf der Realität auf, die sie vor Ort vorfinden. Die Gründe dafür wurden schon erläutert. Dazu gehört - oft schon in der Planungsphase - der Gebrauch einer anderen als der lokalen Sprache, sowie die Annahme, dass „die Armen“ der Welt nur passive Empfänger all dessen sein können, was man ihnen anzubieten hat. Zu den unterschwelligen Annahmen klassischer Entwicklungshilfeprojekte gehört die Überzeugung, dass die Probleme der Welt durch fehlende Güter verursacht werden und auch nur durch materielle Versorgung jedweder Art gelöst werden könnten. Man nimmt stillschweigend an, dass die Kulturen der Völker gleichwertig fähig sind, wirtschaftliche und materielle Fortschritte machen zu können, wenn nur manche hinderlichen aber klar sichtbaren Begrenzungen ( wie ungenügende Ackerbaukenntnisse, hygienische Unkenntnisse, Wassermangel) überwunden kann. Diese überzogen vereinfachte Einstellung ist Schuld an der heute oft tollpatschigen Arbeitsweise von Abendländern in der Dritten Welt.

Es scheint mir, dass es an der Zeit ist, dass wir uns wieder darauf besinnen, dass das Leben komplex ist und ernst nehmen, dass eine wirkliche Veränderung in einer Kultur sich aus ihrem Inneren heraus entwickeln muss. Die wesentliche Aufgabe für erfolgreiche Missionsarbeit oder Entwicklungshilfeaktivitäten besteht darin, das Herz der Menschen zu erreichen. Nur von dort aus können wirkliche Verbindungen zwischen geistlichem, gesellschaftlichem und materiellem Leben zustande entdeckt werden. Wenn man sich diesen im Lichte von Gottes Offenbarung und dem Wesen der Kirche stellt, kann man nur zur Schlussfolgerung gelangen, dass der fremde Missionar den Menschen gegenüber verletzlich bleiben muss. Wenn ein Missionar dagegen als Starker und Reicher auftritt, kann er unmöglich die Vorgänge genau begreifen, die sich um ihn herum abspielen – besonders in Kulturen, die an das System reicher Gönner – armer Empfänger gewöhnt sind, d.h. in denen Empfänger zu „Ja-Sagern“ werden. Nur verletzlich und verzichtend lebende Missionare, können es vermeiden, den Menschen, denen sie dienen wollen, fremdartige Praktiken aufzuzwingen, die, offen gesagt, meist nicht sehr hilfreich oder praktisch sind.

Wir haben schon darüber nachgedacht, dass Sprachen sich nicht leicht von einer zur anderen Kultur übersetzen lassen. Tatsächlich ist es nicht nur nicht leicht, sondern unmöglich: weil die Wurzeln einer Sprache in *ihrer* Kultur liegen, kann ein Text nicht genau in einen anderen Kontext übersetzt werden, in dem diese Wurzeln oder Grundlagen unbekannt sind. Übersetzungen müssen dieselbe Wirkung wie der ursprüngliche Text haben, sie müssen Andeutungen bestimmter Worte, politischen Implikationen u.a.m. von Worten in die Sprache bringen; nicht nur ihre Bedeutung. (Siehe Mojola (2003) über verschiedene Ansätze von Übersetzungen).

Solche „Übersetzung“ (im ursprünglichen Sinn des Wortes) kann nur von Menschen zu Wege gebracht werden, die ein ganz klares Verständnis beider (oder weiterer) Kulturen haben zwischen denen die "Übersetzung" stattfindet. Solch ein Kulturverständnis kann nur, so denke ich, von jemandem erworben werden, der für diese Kultur 'verletzlich' ist. Die derzeitige Situation der Dominanz von wirtschaftlichen und politischen Interessen des Westens macht es notwendig, dass ein Abendländer sich besonders anstrengen muss, diese Verletzlichkeit zu erlangen. Eine wesentliche Vorbedingung dafür, dass ein Abendländer Erfolg hat, lang anhaltende Entwicklungshilfe zu leisten oder das Evangelium Christi zu verkünden, ist die Selbst-Entmachtung. Sie macht es ihm möglich, mit der ihn umgebenden Kultur wirklich auf 'Tuchfühlung' zu gehen.

## 7. Duale Identität

Der Lebensstil heutiger Abendländer macht es ihnen schwer, den sogenannten "Armen" dieser Welt werden, verletzlich zu begegnen. Solche Verletzlichkeit gegenüber den Armen wurde manchmal auch geringschätzig als „wie ein Einheimischer werden“ bezeichnet. Dieses Ziel anzustreben, kann extrem anstrengend sein. Es kann dazu führen, dass ein Mensch die Verbindung zu seinem Herkunftsvolk verliert und für die Menschen seiner Ursprungskultur wie ein Fremder

wird. In einer Welt, in der das äußerliche Auftreten eine deutliche Darstellung des eigenen Selbst und des eigenen wirtschaftlichen Status ist (z.B. ob man zu den „Schwarzen“ oder den „Weißen“ in Afrika gehört), ist die Eingliederung in eine „arme“ (Teil-) Gesellschaft besonders schwierig. Meiner Überzeugung nach kann ein abendländischer Missionar sie nur erreichen, wenn eine „duale Identität“ annimmt.

Mit einer „dualen Identität“ meine ich, dass ein westlicher Missionar sowohl Zugang zu einem Umfeld haben sollte, in dem er sein „Westlichsein“ ausleben kann wenn er weitgehend in einem missionsbezogenen Umfeld lebt, in dem er seinen westlichen Hintergrund verleugnet bzw. zur Seite legt, um mit den Einheimischen eng und konstruktiv - anders als ein Gönner - zusammen arbeiten zu können. Das Problem der alten „Missionsstationsmethode“ war es, dass das man mit Einheimischen nur im künstlichen Pseudoabendland jener Station Beziehungen pflegte. Ich schlage vor, dass solche abendländische Anwesen ein Ort des Rückzugs sein können, dass aber die missionarische Tätigkeit außerhalb dieser Rückzugsorte, d.h. unter den Bedingungen der Einheimischen und ihrer Lebensweise stattfinden soll. (Phil. 2:5 ff)

Diese Arbeitsweise hat Parallelen mit dem inkarnatorischen Missionsmodell (das auch von John Stott unterstützt wird, Reese 2005). Christus selbst verleugnete die Macht seiner göttlichen Identität, um den irdischen Menschen zu dienen (Ich räume ein, dass diese Analogie leicht missverständlich ist, da, entgegen vieler Vorstellungen von Menschen in Afrika, der weiße Mann kein Gott ist).

Abendländern haben es sehr nötig, dieses inkarnatorische Missionsmodell ernst zu nehmen: zum Einen, weil die heutige Welt von großen Ungleichheiten gekennzeichnet ist und zum Anderen, weil es heute wesentlich ist, den von früheren Generationen verursachten Schaden wieder gut zu machen.

Ein solch beabsichtigtes Bejahren von Verletzlichkeit scheint denen nicht vernünftig, die ein angeblich höheres Entwicklungskonzept haben. Ihnen scheint ein 'geistlicher Dienst' inoffensichtlichem Gegensatz zum materiellen Fortschritt zu stehen. So werden sogar Propheten und solche, die in Tempel dienten, angeklagt, zur Armut beigetragen zu haben, weil sie sich dem produktiven Teil des Arbeitsmarktes entzogen haben!

Und doch ist das inkarnatorische das biblische Missionsmodell, das uns gegeben wurde. Missionare müssen davon Abstand nehmen, schnelle „Soforthilfe“ mit der Absicht anbieten, Zugang zu einer Volksgruppe zu bekommen. Nur indem sie darauf verzichten, als Gönner aufzutreten, können sie lernen zu verstehen, was ganzheitlich und langfristighilfreich ist.

Dass man für sich selbst und seine Arbeit Rücklagen anlegt, schließt sich bei der oben vorgeschlagenen Vorgehensweise nicht notwendigerweise aus. Der fremde Missionar kann z. B. auf eine bestimmte Diät oder persönliche Mobilität (z. B. ein Motorrad) oder sogar bestimmte Medikamente für unverzichtbar halten. Nach meiner Erfahrung haben die Einheimischen Verständnis für außergewöhnliche Bedürfnisse eines Menschen, der aus einer anderen Kultur kommt und woanders aufgewachsen ist, vorausgesetzt natürlich, dass diese Aspekte der fremden Kultur nicht als universell oder gar überlegen angesehen werden.) Der Missionar wird herausfinden, dass mehr Barrieren gegenüber den Einheimischen aufgebaut werden, je mehr er/sie sich auf solche „persönlichen Hilfsmittel“ verlässt. Das „persönliche“ Bedürfnis sollte betont werden. Dann leuchtet es ein, dass solche „persönlichen Hilfsmitteln“ nicht für alle da sind auch nicht mit einheimischen Kollegen geteilt oder an sie weitergegeben werden. (Es sei denn sie können so geteilt werden, dass keine „Abhängigkeit“ entsteht – was unwahrscheinlich ist.) Damit sein Dienst nicht beeinträchtigt wird, ist es besser – vor allem für einen noch jungen und körperlich gesunden – Missionar, je weniger er solche „persönlichen Hilfsmittel“ benutzt.

## 8. Schlussbetrachtung

Eine sorgfältige Betrachtung inter-kultureller Kommunikation zeigt ernsthafte Schwächen derzeitiger Ansichten über gegenseitiges Verstehen von Abendländern und Nicht-Abendländern auf. Materielle Hilfen erweisen sich in ihrer Wirkungsweise als hinderlich, insbesondere wenn man erkennt, dass fast alle Hilfs- und Entwicklungsprojekte für Zielgruppen bestimmt sind, die durch sie sowohl zu passiven Empfängern gemacht werden als auch ihre eigenen kulturellen Lebensumstände ignoriert werden. Verletzliche und verzichtende christliche Mission, die biblischen Modellen sozialer, wirtschaftlicher und politischer Machtlosigkeit folgt, wird deshalb für Abendländer für angemessen gehalten, wenn es ihnen um eine weltweite christliche Kirche, Frieden und Wohl und Heil der Menschen geht.

Deshalb setzen wir uns als Allianz für Verzichtende Mission dafür ein, dass einige Missionare aus dem Abendland, die in der „armen Welt“ arbeiten, sich darauf konzentrieren, die einheimischen Sprachen der Menschen zu sprechen, mit denen sie arbeiten und ausschließlich einheimische finanzielle Mittel für ihre Missionsarbeit zu verwenden.



## Bibliographie

- ACHEBE, CHINUA, 1958. *Things Fall Apart*. Nairobi: Heinemann
- ALLEN, R., 1927. *Missionary Methods, St. Paul's or Ours?* London: World Dominion Press
- GUNTON, C.E., 1985. *Enlightenment and Alienation: an essay towards a Trinitarian theology*. Basingstoke: Marshall Morgan and Scott, p29.
- MARANZ, DAVID, 2001. *African Friends and Money Matters: observations from Africa*. Dallas: SIL International
- MOJOLA, ALOO OSOTSI and WENDLAND, ERNST, 2003. 'Scripture Translation in the Era of Translation Studies.' 1-25 In: Wilt, Timothy (ed.) *Bible Translation Frames of Reference*. Manchester: St Jerome Publications
- REESE, ROBERT BOYD, 2005. 'Dependency and its Impact on Churches Related to the Baptist Convention of Zimbabwe and the Zimbabwe Christian Fellowship.' PhD Thesis. Mid-America Baptist Theological Seminary. May 2005. (Version that I read did not have the original page numbers.)
- SPERBER, DAN, and WILSON, DEIDRE, 1995. *Relevance: communication and cognition* (second edition). Oxford: Blackwell
- WICKERI, PHILIP L., 2005. 'Roland Allen and the Decolonisation of Christianity.' 480-509 In: *Missionalia*. 33/3 November 2005.

## Persönliche Biographie

Der Autor (geb. 1964) war Missionar in Sambia und in Kenia seit 1988. Ausgesandt von einer Baptistengemeinde in England, ausgeliehen an die Kima International School of Theology der Church of God in Ostafrika, arbeitet er auch mit vielen einheimischen Kirchen hauptsächlich als Bibellehrer. Er spricht fließend *Kiswahili* und *Dholuo* (kenianisch) sowie *Englisch* und *Deutsch* (und früher *Kikaonde* in Sambia).

© 2009 Dr. Jim Harries (deutsche Fassung, Version 26.6.2009)